

20. Würzburger Fachtagung

„Ich hasse mich, ich hasse euch“ Störungen des Sozialverhaltens - gestern und heute

Warum Chris surfen lernen muss

400 Experten diskutieren in Würzburg über extrem schwierige Teenager

Würzburg. Die Jungs hatten keine Chance gegen Chris (Name geändert). Der 15-Jährige aus der Clearingstelle der Evangelischen Kinder- und Jugendhilfe Würzburg hatte alle drei „fertig gemacht“ - so seine eigenen Worte. Einer musste sogar in die Klinik. Hochaggressive Teenager wie er standen im Mittelpunkt der 20. Würzburger Fachtagung „Kinder- und Jugendpsychiatrie & Kinder- und Jugendhilfe“, an der mehr als 400 Pädagogen, Psychologen, Mediziner und Sozialarbeiter aus ganz Bayern teilnahmen.

„Ich hasse mich, ich hasse euch“ lautete der Titel der Tagung, die in der Würzburger Hochschule für angewandte Wissenschaft stattfand. Dieser „Hass“, der Jugendliche wie Chris schon in der Kita dazu bringt, andere Kinder zu prügeln, hat einen Namen: „Störung des Sozialverhaltens“. Eine Diagnose, die sich allerdings noch einmal in verschiedene Unterdiagnosen aufteilen lässt, so Marcel Romanos, Leiter der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie der Universität Würzburg. Genau zu erkennen, zu welcher Gruppe ein Kind oder ein Jugendlicher gehört, ist wichtig, um sich für die richtige Therapie zu entscheiden.

Ein großer Teil jener Kinder, die an einer Störung des Sozialverhaltens leiden, haben zwar ihre Aggressionen nicht im Griff, doch hinterher tut es ihnen oft leid, dass sie andere verletzt haben. Chris hingegen fühlte nach einer Schlägerei weder Reue noch Schuld. Er zählt zur Gruppe der sogenannten „kalt-aggressiven“ jungen Menschen, die kaum Empathie zeigen. „Bei diesen Jugendlichen müssen wir sehr früh intervenieren“, appellierte Romanos. Vor allem sei bei der Unterstützung dieser Patienten wichtig, dass Kinder- und Jugendhilfe, Schule sowie Kinder- und Jugendpsychiatrie eng miteinander kooperieren.

Intensiv gehen Forscher der Frage nach, woran es liegt, dass einige Kinder und Jugendliche wegen ihrer immensen Aggressivität Eltern, Erzieher und Lehrer komplett überfordern. Christina Stadler, die in Würzburg studiert hat und heute in Basel als Entwicklungspsychologin tätig ist, forscht hierzu in einem großangelegten, europaweiten Projekt. Jugendliche wie Chris sind nach ihren Worten nicht fähig, Gefühle anderer zu erkennen und ihre eigenen Gefühle zu regulieren. Wie andere Jugendliche das Wellenreiten lernen, muss Chris lernen, auf den „emotionalen Wellen“, die ihn ständig zu überrollen drohen, zu „surfen“.

Weil die Störung neurobiologische Ursachen hat, macht es keinen Sinn, Teenager wie Chris zu bestrafen, wenn sie wieder mal eine Grenze übertreten haben, zeigte Stadler anhand von Studien auf: „Diese Jugendlichen lernen nicht aus Bestrafungsreizen.“ Zu dieser Erkenntnis kam man auch in Amerika, wo man hochaggressive junge Leute zur Bestrafung ins Gefängnis steckte. Stadler: „Danach waren sie noch aggressiver.“

Für antisoziale Jugendliche, die, wie Chris permanent „ausflippen“, wurden in den vergangenen Jahren vielfältige Hilfeformen entwickelt. Die stationäre Jugendhilfe bietet beispielsweise intensivpädagogische Gruppen an. Viele dieser Jugendlichen profitieren auch von einer geschlossenen Unterbringung. In extrem schwierigen Fällen gelingt es, das Verhalten durch eine individualpädagogische Hilfe im In- oder Ausland zu verbessern.

Alle diese Hilfen haben den „Nachteil“, dass sie sehr teuer sind. „Doch für jeden Euro, der hier investiert wird, erhält die Gesellschaft in den Folgejahren bis zu sieben Euro zurück“, unterstrich Michael Macsenaere, der das Institut für Kinder- und Jugendhilfe in Mainz leitet. In welchem hohem Maße individual- und intensivpädagogische Hilfen wirken, zeigt eine aktuelle Studie des Instituts, die Macsenaere auf der Fachtagung präsentierte.

Allerdings ist der Erfolg von bestimmten Bedingungen abhängig. Einen großen Einfluss hat der Studie zufolge die Hilfedauer. Die meisten Interventionen zeigen laut Macsenaere erst nach mindestens eineinhalb Jahren positive Effekte. Ob sich extrem schwierige Jugendliche durch eine Maßnahme ändern, hängt außerdem davon ab, ob es den Pädagogen gelingt, eine gute Beziehung zu ihnen aufzubauen.

Eine Schlüsselstellung kommt dem Jugendamt zu. Das entscheidet darüber, welche Hilfe gewährt wird. Der Studie zufolge treffen die Jugendämter nicht immer eine adäquate Entscheidung. Macsenaere: „Mehr als 25 Prozent aller Entscheidungen sind kontraindiziert.“ Dadurch könne es sogar zu negativen Verläufen kommen.

Bundesweit scheitern Untersuchungen zufolge die Hälfte aller stationären Jugendhilfen, bestätigte Norbert Scheiwe, Sozialpädagoge und ehemaliger Rektor eines Jugendwerks in Baden-Württemberg. Erfolgreicher seien geschlossene Unterbringungen, wie sie auch von der Evangelischen Kinder- und Jugendhilfe in Würzburg angeboten werden. Wobei, so Einrichtungsleiter Gunter Adams, in Würzburg das Prinzip verfolgt wird, dass auch geschlossene Stationen ausschließlich nach Bedarf dicht gemacht werden.

Das Vertreter von Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie von Kinder- und Jugendhilfe alljährlich gemeinsam eine Fachtagung organisieren, ist deutschlandweit einmalig. Veranstalter der Würzburger Tagung sind die Diakonie Würzburg, das Überregionale Beratungs- und Behandlungszentrum des SkF, die Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie, das Zentrum für psychische Gesundheit sowie die Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt (FHWS).



Das Organisationsteam mit den Referenten der Hauptvorträge: vorn von links: Prof. G. Adams, J. Hübner, Prof. C. Stadler, Dr. A. Vloet, M. Fenn; hintere Reihe von links: Prof. M. Macsenaere, M. Holler, Dr. N. Beck, Prof. M. Romanos, PD Dr. T. Vloet